

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Für Arbeit und Besinnung. 1947-1952 1952

21 (1.11.1952)

FÜR ARBEIT UND BESINNUNG

Karlsruhe, 1. November 1952

6. Jahrgang / Nr. 21

ZUM MONATSSPRUCH NOVEMBER 1952

**„Es wird aber des Herrn Tag kommen
wie ein Dieb in der Nacht“ (2 Pt 3, 10)**

Was kommt?

Indem wir den Leser daran erinnern, daß wir die Auslegung der Monatssprüche ja „nur für die Jugend“ schreiben, erlauben wir uns den Anmarsch zum Text auf einem Umweg: Der englische Dichter-Sozialist Wells schildert das Kommende in seinem phantastischen Bericht „Die Zeitmaschine“. Der „Zeitreisende“ hat entdeckt, daß die Zeit nur die 4. Raumdimension ist, und demgemäß eine Maschine konstruiert, mit der man in diese Richtung reisen kann, wie wir ja auch seit Lilienthal in die 3. Dimension endlich zu reisen vermögen. Er reist in das Jahr 600 000 n. Chr., findet ein Völklein, das heiter, gesund, spielerisch, im Überflusse lebt. Der Fortschritt scheint alles Böse hinweggenommen zu haben. Tuberkulose, Krebs sind längst besiegt und schon vergessen, die Rosen wachsen ohne Dornen. Der Überfluß hat Eigentumsstreitigkeiten samt den Kriegen abgetan. Das Völklein arbeitet nicht, wie es ja eine merkwürdige Schwäche und Weichheit auszeichnet, von der Unnötigkeit der Anstrengung und des Einsatzes herrührend. Das Glück dieser „Sonnenkinder“ scheint vollendet zu sein — bis der „Zeitreisende“ ihre Angst vor der Dunkelheit wahrnimmt. Zug um Zug enthüllt sich ihm ein schauriges Geheimnis: In der Erde drinnen wohnt ein zweites Volk, die „Finsterlinge“, deren Augen keine Helligkeit mehr ertragen und die darum nur nachts an die Oberfläche kommen können. Sie sind die Arbeiter. Sie werken, was die „Sonnenkinder“ brauchen. Aber Kampf ist zwischen „oben“ und „unten“. Die Sonnenkinder können ihnen die Luftschächte sperren, das macht sie zu Herren. Die finsternen Sklaven aber sind bärenstark, brechen nachts nach oben und holen sich die Sonnenkinder zum — Fraße. „Sonnenkinder“ und „Finsterlinge“ sind die Abkömmlinge des einen Menschen; die sozialen Unterschiede haben sich im Laufe der Jahrtausende so vertieft, die Besitzenden haben die Ausgebeuteten so in die Fabriken der Tiefe gestoßen, vom Lichte verdrängt, daß allmählich zwei biologisch voneinander völlig verschiedene Wesen entstanden sind. In dem großen Aufstand der Verdrängten der Tiefe gegen ihre schwach gewordenen Herren, in dem Massaker, in dem die Menschheit untergeht,

Aus dem Inhalt: Zum Monatsspruch November 1952 / Handreichung für die Predigt: Bußtag vor- und nachmittag / Berichte: Jugendclub „Graf Folke Bernadotte“ Mannheim (I) / Mitteilungen / Zeitschriftenschau.

kann der „Zeitreisende“ sich gerade noch in seine Maschine retten, entkommen. Mit dem Hebeldruck in der falschen Richtung entflieht er in die Millionenjahre später, um dort unter der fahlen, erlöschenden Sonne eine Erde zu sehen, in der nur noch einige gegen die Kälte gepanzerte Seeungeheuer ihr Wesen in der Arktis treiben. Er erlebt in schauerlicher Einsamkeit das Verdämmern, Vereisen des Ganzen. Alles, alles ist von diesem Ende her eine große Sinnlosigkeit (rororo-Ausgabe).

Ja, so muß es dem „Zeitreisenden“ in der Polareinsamkeit des Ausgangs der Weltgeschichte vorkommen: Der Mensch war ein Nichts, in all seinen Milliarden Individuen, in allen Hunderttausenden seiner Jahre. Was man „gut“ und „böse“ nannte, ist vom Ende her gesehen kein Unterschied mehr. „Freud' und Leid“, die ja damit in Verbindung stehen, sind doch längst vergangen. Alle Lust war rasch zu Ende, alle Schmerzen sind längst ausgekühlt und ausgefühlt.

Der Tag des Herrn.

Gegen diese Schau, die letzten Endes die Schau des natürlichen Menschen ist (wenn man Wells' romanhafte Einkleidung wegnimmt), steht nun das Wort Gottes im Monatsspruch. Und wir begreifen seine kristallfunkelnde Andersartigkeit.

Es ist ein Herr! Über den Jahrmlionen der ewig Währende, Selbige. Der Eigentümer des Ganzen. Alles ist auf IHN bezogen. „Unser keiner lebt sich selber . . .!“ „Freud' und Leid“ erhalten Qualität von IHM, werden also nicht durch Jahrmlionen-Maßstäbe im Sinn vernichtet. Freude und Leid können Schickungen von IHM sein, Aufgaben, Prüfungen, wie sie auch gegen ihn ertrotzt bzw. sich zugefügt werden können. „Gut und böse“ sind jetzt nicht willkürliche Setzungen — wie sagte kürzlich einer: „Erziehung ist nur die organisierte Notwehr der Erwachsenen gegen das größere Recht der Jugend“ —, sondern die Entsprechung oder der Widerspruch zu SEINEM Willen. Es ist ein großes Ding, von dem Herrn des Seins zu wissen.

Dieser Herr, der ja in einer rätselhaften Verborgenheit vor unseren Blicken ist, wird offenbar werden. Die ungeheure Geduld — wer kann sie bestreiten? Der Ungläubigste noch muß im Blick auf die Weltläufte doch zugestehen: Wenn es einen Gott gibt, muß er viel Geduld haben! —, diese unermeßliche Stauung „potentieller Energie“, wird zu Ende gehen. Der Herr wird sein Herrentum an allem und allen beweisen. „Gut und böse“ werden auseinandergetan und jedes in seiner Art bestätigt werden. Alles Gute wird als gut gekannt und gekrönt werden. Alles Böse wird als überaus häßlich, verwerflich, verseuchend und tödlich überführt und bestraft werden. Freude und Leid werden zu ihrem Sinn geführt werden. Es ist Tag nach einer bösen Nacht! Die Sonne dieses Tages ist ER SELBST! Die Weltgeschichte „Traum eines Raubtieres“? Die Weltgeschichte kommt zum Weltgericht! — Und es liegt in dem vollendeten Herrentum des Herrn dieses Tages, daß du und ich nicht übersehen werden, sondern daß es in einer unsagbaren Weise „über uns tagt“. Unsere Abgründe werden von der Sonne dieses Tages ausgeleuchtet werden. „Sie wissen nicht, was sie tun!“, sagte Jesus von uns. Aber unsere Ahnungen davon — die haben wir — werden jetzt zu hellster Einsicht werden. Hellste Freude der geretteten Glaubenden, beschämteste Dankbarkeit bei ihnen. Tödliches, selbstanklagendes Entsetzen bei den Verworfenen. Dies irae, dies illa . . .! Das Ende des Alten, der Anfang des Neuen ist gekommen.

Wie ein Dieb in der Nacht.

Wir fordern vom „Tag des Herrn“, daß er sich anmelde. Daß er Botschaft vorausschicke, Warnungen den einen, Ermunterungen den Seinen. Irgendwelche Handgreiflichkeiten dafür, daß er auch wirklich komme. Oder wir wollen das Morgengrauen des Kommenden schon erblicken — in der Kirche, dem politischen oder kosmischen Geschehen. Aber er kommt „wie ein Dieb in der Nacht“. Ein sich anmeldender Dieb ist faktischer Unsinn. Er kommt, wie es über den Pater Rupert Mayer kam, dessen Seligsprechung die Katholiken jetzt eingeleitet haben, Prediger wider das 3. Reich, Verfolgter; der unterbrach sich mit dem Ruf: „Der Herr kommt! Der Herr kommt!“, um enteelt auf der Kanzel niederzusinken.

Fünfzehn Zeichen hat das Mittelalter aus der Bibel zusammengestellt, die dem Kommen des Herrn vorausgehen. Unsere zeichenlüsternen Gläubigen heute, die etwa die Errichtung des Staates Israel im eschatologischen Hinblick für wichtiger halten als eine rechtschaffene Predigt von Christus dem Auferstandenen, mögen das Kontrapunktische zu allen „Zeichen“ nicht vergessen: „wie ein Dieb in der Nacht!“ Sollte Gott nicht auch und gerade zu ehren sein durch ein zeichenloses Ausharren, so daß alle Zeichen nur freundliche Zugaben seien, durch die Gott je und je unseren wankenden Glauben warnen und stützen will?

Der Dieb meldet sich nicht an — und der Hausherr bereitet ihn nicht vor! Der Hausherr, das sind wir. Der Tag des Herrn ist in nichts unser Machwerk, gottlob! Er ist das schlechthin Neue, Andere, das von keinem Auge gesehene, von keinem Ohr gehörte Hereinbrechen der Welt Gottes in unsere Todes- und Schuldwelt.

Dem Tag entgegen.

Vom „Tag“ wissen, soll eine andere Haltung, soll ganz neue Maßstäbe geben. Dieser kommende Tag — ein Tag, den wir noch nicht erfassen! — soll schon der Beziehungspunkt all unseres Tuns sein, die Nabe, zu der alle Speichen hinlaufen. Im Savonarola-Jahr gedenken wir, wie der mit seiner Predigt vom kommenden Christus den Florentinern neue Maßstäbe gab — ach, nur auf kurze Zeit! —, so daß sie ihre bisherigen Motive wegwarfen, — was anschaulich wurde in jenem riesengroßen Scheiterhaufen, in dem sie ihre Liebeselixiere, magische Bücher, modische Eitelkeiten verbrannten.

Seltsam, der kommende Tag will schon jetzt die Basis unserer Existenz sein. Ein Noch-Unsichtbares will uns schon tragen. Gollwitzer in seinem Gefangenschaftsbericht macht am Los seiner Kameraden klar, was es heißt, auf einen Tag hin zu leben, d. h. sich bewahren, erhalten wollen mit allen Kräften; was es heißt, den Tag zu verraten, d. h. gegen kleine Vorteile sich den gegenwärtigen Gewalthabern anzubiedern, zu verkaufen; Inhalt aller Gespräche: der Tag! „Die ihr des Tages seid!“, sagt die Schrift, verfallt in nichts der „Hypnose der langen Nächte“.

Rudolf Bösing er

HANDREICHUNG FÜR DIE PREDIGT

Bußtag vormittag: Mt 7, 13 f.

Was ist mit der „engen Pforte“ gemeint? Ein Lebensstil? So behauptet es jener bekannte Farbendruck von den „zwei Wegen“: der eine führt über Gasthaus und Theater zu den Höllenflammen, der andere, eben

der durch die „enge Pforte“, über Kirche und Betsaal und gesittetes Betragen zum Himmel. Das Kreuz ist bezeichnenderweise im Bild nicht beherrschend; es erscheint nur, winzig genug, auf dem Kirchturm am Rande. Die Liebe, sagt Bornhäuser in seinem Versuch, die Bergpredigt mit den Ohren der Zeitgenossen zu hören: Die „enge Pforte“ wird aus der „weiten“, wenn die Vielfalt der pharisäischen Gebote zu dem einen Liebesgebot zusammengefaßt wird. Die „Entscheidung“, sagen die formalistisch-existentialistischen Ausleger: Das Inhaltliche, das Anschauliche am Bild ist nicht wichtig, verdeutlicht wird lediglich, daß wir nur durch Entscheidung „das Eigentliche“ ergreifen können; unser „Stehen-in-der-Entscheidung“ wird aufgezeigt.

Was ist mit der „engen Pforte“ gemeint? Wir stellen zunächst fest, daß sie in einer eigentümlichen Unbestimmtheit genannt wird. Jede Definition fehlt. Jede Direktheit wird vermieden. (Wenn 13 a allein „echtes“ Jesuswort sein sollte und das Folgende schon Auffüllung des Evangelisten, würde das in dieselbe Richtung weisen.) Wir stellen weiter einen paradoxen Tatbestand fest: Christus befiehlt: „Gehet ein . . .!“ und setzt dabei doch voraus, daß seine Hörer wissen, wohin sie einzugehen haben. Hier scheint es doch selbstverständlich zu sein, die Tür zu kennen; der Imperativ würde sonst sinnlos. Andererseits sind es doch „wenige“, die sie „finden“. „Finden“, wohlgemerkt, wie man etwas Un-Erwartetes, Un-Verdientes einfach findet. — Damit sind wir ganz deutlich auf die Offenbarung Gottes im Fleisch gestoßen. Das ist ihre Gestalt. Sie darf befehlen, daß man auf sie „eingehe“. Sie ist von solcher Kostbarkeit, Autorität und Barmherzigkeit, daß sie in sich selber schon der Imperativ an jedermann ist, sie anzunehmen. Und zugleich eben ist sie verhüllt in Knechtsgestalt und Niedrigkeit, daß es eben nur „wenige sind, die sie finden“. Eben die wenigen, die auf sie „eingeht“. Und das ist eben die Schuld der vielen — die Schuld, von der in der Auslegung des Textes zu reden sein wird; die Schuld, gegen die sich der Stoß der Bußtagspredigt von 1952 richtet — daß sie die Erscheinung Gottes in ihrer geringen Gestalt nicht sehen wollen und darüber sehr bald nicht mehr sehen können. Mit anderen Worten: Wir reden von Jesus Christus. Davon, daß er uns fordert — für sich, das ist aber für seine Gnade, für sein Leben — und daß ihn übersehen und ihn nicht wollen die Schuld aller Schulden und die Sünde aller Sünden ist. Wir finden in Mt 7, 13 nur synoptisch ausgedrückt, was johanneisch heißt: „Ich bin die Tür.“

Mit dieser Auslegung des viel mißdeuteten Wortes von der „engen Pforte“ befinden wir uns in der besten Gesellschaft. Wenn wir Luthers einzige Predigt zu diesem Text lesen (s. Mühlhaupt z. St.), so werden wir durch unsere pietistisch-moralistische Schulung sicher in Erstaunen gesetzt, wenn wir sehen, daß Luthers Beispiel dazu — Mariens Verkündigung ist! Daß die Jungfrau dem unglaublichen Wort glaubt; daß sie es wagen wird, als einsames Mädchen das Raunen der anderen, der vielen zu verachten — das war ihr Schritt durch die „enge Pforte“. — Und Schniewind (Göttinger Bibelwerk z. St.) meint: „Es ist der Gedanke des Geheimnisses“ (sc. des Messiasgeheimnisses), der die Stelle regiert. „Letzte, ewige Entscheidung fällt an Jesu Wort.“ Wer hier einen „Aufruf an den Willen“ — gemeint ist eben: im moralistischen Sinne — findet, „steht erst am An-

fang des Verstehens“. — Thielicke („Ich aber sage euch . . .“, z. St.) macht es sehr schön anschaulich: „Die Bauern trieben ihre Ochsen an, die Mädchen trugen Wasserkannen zum Brunnen, die Pärlein flirteten, die Burschen erzählten sich Witze, die Frauen klatschten, die Männer politisierten, und das alles geschah ausgerechnet und genau in den Stunden . . . in denen sich der große Weltenumbruch vollzog . . . als ob dieses eine Ungeheure nicht auf dem Spiele stünde, als ob diese eine schicksalhafte Gestalt Luft wäre!“

Ist Jesus die „Tür“, so ist das „Eingehen“ nichts anderes als: glauben! Und Glauben nichts anderes als: Jesus gelten lassen!

*

Jesus die Pforte, hinter der das Leben ist — wie könnten wir vergessen, daß er dazu wurde, als er selber durch die „enge Pforte“ einging! So schmal ist die enge Pforte wie der bloße Leib des Gekreuzigten. Da war nichts mitzunehmen, als er sich ganz in den Willen Gottes hineinbegab. Gott rief uns zu sich als die, die ihn über alle Dinge lieben, fürchten und vertrauen, die nicht nach Himmel und Erde fragen sollten, wenn sie ihn haben. Aber wer tut das schon! Wer ist schon so! Da ging Er für uns — als „unsereiner“. Ein Spalt nur war der Durchgang. Mit keinem „Schmuck und Ehrenkleid“ ist durchzukommen, wenn Gott mit uns Gericht hält. Zur eisernen Zange wird Sein Zorn, die bis auf die Knochen faßt. So wurde Er die „Ursache zur Seligkeit“.

*

Der Text macht es uns leicht, die Sünden zu sehen, die sich hier bei uns erheben — und wieder, die wir nun an diesem Bußtag zu predigen haben. Was läßt die „enge Pforte“ übersehen (d. i. den Herrn und sein Leben)? Die Masse, antwortet der Text zum ersten. Wie modern er ist, auch wenn in seinem Umkreis nicht das Wort „Kollektivismus“ auftaucht! Die Angleichung an das „Man“, die Selbstauflösung darein ist vor dem persönlich rufenden Gott eine furchtbare Sünde. Die Masse braucht nicht immer in die Hunderttausende zu gehen, sie kann „das Dorf“ sein oder auch nur „das Haus, in dem ich lebe“, ja, vielleicht nur ein einziger Mensch, auf den ich mehr höre als auf Jesus. Es gibt eine Alleinigkeit, eine Einsamkeit, die wir uns unter keinen Umständen nehmen lassen dürfen — die mit Gott auf Du und Du. Gott will unsere Blicke haben: „Laß deine Augen, Herz und Sinn / auf Jesus sein gerichtet hin.“ — Wie es eine Auslieferung an Personen gibt, die vor Gott nicht statthaft ist, so auch an Unpersönliches, etwa den Alltag. „Dahinleben im Trott unserer täglichen Arbeit, in der Jagd nach den kümmerlichen Freuden: ein bißchen Liebe und Kino, ein bißchen gutes Essen und berufliches Fortkommen“ (Thielicke).

Wie „die vielen“ uns vorbeiführen, unvermerkt, an der kaum bemerkbaren Abzweigung zum schmalen Pfad und engen Tor, so läßt uns die Scheu vor dem Kreuz davor zögern und umkehren. Das „Gesetz der engen Pforte“, dem sich der Herr freiwillig unterworfen hat in seinem Opfergang, will, wenn auch in anderem Sinne und Maßstab, das Gesetz unseres Lebens werden. Es ist nicht so, daß die „enge Pforte“ eine Schikane Gottes ist. Sondern wir haben es not, daß wir von vielem gelöst werden. Wir sind die geborenen Schmuggler; was versuchen wir nicht noch alles in den Lebensbereich, den Gottes Gnade uns gewährt, mitzunehmen! Auch

das von außen uns zugefügte Kreuz — also das, in dem ohne Zweifel der Teufel mitspielt — ist an uns eine Frage, ob wir Gott umsonst fürchten. Darum sollen wir es bejahen und tragen. Ferner und ganz alltäglich: Wir lieben das Bequeme! Den bequemen Lebensstil, in den Unterhaltungen den bequemen Fortgang des Gesprächs statt des bezeugend-wesentlichen, usf. Die „enge Pforte“ — so können wir sagen, ist die Gnade in ihrer strengen, reinen Gestalt. Sie bleibt Gnade und ist Gnade gerade in ihrer Reinheit, mit der sie das Widergöttliche ausschließt.

Wir können und müssen nun sauber unterscheiden, was man die „substantielle“ und die nur „akzidentielle“ Sünde nennen könnte in der Auslegung unseres Textes. Die „Substanz“ der Sünde ist: Christus, der die Tür ist, übersehen. Er steht doch als Gnadenpforte da. Er steht nicht umsonst da. Er ist das Heilsereignis für uns auch vom letztjährigen bis zu diesem Bußtag gewesen. Gewiß, er ist verborgen-offenbar, in Verhüllung mächtig, im leisen Mahnen der Herr der Gewissen und Seelen. Aber gerade so können wir ihn ja durch Glauben ehren. Die Akzidentien aber dieser wesenhaften Sünde wären: die Hörigkeit anderen oder einem anderen gegenüber und — wie wollen wir es nennen — die Opferlosigkeit, die Verweigerung der restlosen Hingabe — („Setze ein, woran dein Leben am meisten hängt: deine Lieblingssünde, deine stärksten Triebe . . .!“). Kurz: Es geht um den Verrat des Offenbaren an das Offensichtliche!

Dabei geht es um Tod und Leben. „Die Gottesfrage, das ist die Lebensfrage“ (Schlatter z. St.). Möge es uns Predigern gegeben sein, die unendlich umfassenden Worte „Verlorenheit“ und „Leben“ mit Vollmacht auszusprechen! Die rechte Richtung dazu gibt Schniewinds Erläuterung der Stelle: Es sind „Bilder, die eine höchste Wirklichkeit meinen“, es ist „ein Gleichnis, das mehr als ein Gleichnis ist“. Wir sind mit all unserem Schreiten auf einem „metaphysischen“ Weg begriffen. Die „enge Pforte“ wird z. B. auch zum letzten Kämmerlein werden. Und wie die Kinder Gottes danach in den weiten Raum des Auferstehungslichtes und -lebens treten, so treten sie allemal in die beseligende Wirklichkeit Gottes ein, wo sie hier schon im Gehorsam sich einer engen Pforte nicht weigern. Die Verlorenheit aber — wer kann sie umschreiben? Dante ahnt sie:

„Wohl ist es recht, daß der ohn' Ende leidet,
der sich ohn' Grund von solcher Liebe scheidet.“

Rudolf Bössinger

Bußtag nachmittag: Hb 4, 14-16

Der Hohepriester ist der priesterliche Vertreter des Volkes, der vor Gott steht und ihm dient. Aber diese priesterliche Vertretung des Volkes ist ihm von Gott anvertraut. Seine Hauptaufgabe besteht in der Darbringung der Sühneopfer am großen Versöhnungstage (Lv 16) und in der Darbringung der Sündopfer für sich selbst und die ganze Gemeinde (Lv 4). Auf seinem Brustschild („choschen“) stehen auf zwölf Feldern die Namen der Kinder Israel verzeichnet, „zum Gedächtnis vor dem Herrn allezeit“ (Ex 28, 29). Der Hohepriester, ursprünglich allein Priester, vereinigt in der makkabäischen Zeit Priestertum und Königtum in einer Person, nachdem

bereits früher ein Hoherpriester gekrönt worden war (Sach 6, 9 ff.). Es ist deshalb naheliegend, wenn der Hebräerbrief in dem Priesterkönig Melchisedek das priesterliche und königliche Amt des Messias vorgedeutet sieht. Dieser, in Jesus Christus den Menschen erschienen, ist „heilig, unschuldig, unbefleckt, von den Sündern abgesondert und höher, denn der Himmel ist“ (Hb 7, 26). Diesem Hohenpriester ist nicht not, wie jenen levitischen Hohenpriestern, zuerst für eigene Sünden Opfer zu tun, darnach für des Volkes Sünden; „denn das hat er getan einmal, da er sich selbst opferte“ (Hb 7, 27). Auf seinem Brustschild trägt er die Namen aller derer, für die sein eigenes teures Blut geflossen ist. Nun bedarf es keines anderen Hohenpriesters mehr. Denn „wir haben einen großen Hohenpriester, Jesum, den Sohn Gottes“ (14). Dieser Jesus hat den Himmel durchschritten. Luther übersetzt mehr allgemein „der gen Himmel gefahren ist“. Strathmann erläutert: „Wie der Hohepriester das Heilige durchschreitet, um ins Allerheiligste des Tempels zu kommen, so durchschreitet Jesus die Himmel, um zum Throne Gottes hinzugelangen und dort seines Amtes zu walten. Denn der Schauplatz des hohepriesterlichen Waltens Jesu ist der Himmel“ (NT. Deutsch, Bd. 9, S. 92—93). Jesus ist somit nach unserem Text der Hohepriester und König, der uns durch sein Blut mit Gott versöhnt hat, der uns immerdar vor Gott vertritt, und dem Gott selbst die königliche Herrschaft zuerkennt. Dieser Jesus kennt uns; er weiß, was für ein Gemächte wir sind. Er ist uns ganz gleich geworden, doch ohne Sünde, und bleibt dennoch der Herrscher auf Gottes Gnadenthron: Hoherpriester und König, Mittler und Regent, an den wir uns wenden dürfen nach unserem Text: „Darum lasset uns hinzutreten mit Freudigkeit.“ „Das Gebet der frommen Schar, was sie fleht und bittet, das wird auf dem Rauchaltar vor Gott ausgeschüttet, und da ist Jesus Christ Priester und Versühner aller seiner Diener“ (EKG. Nr. 275, 2).

Der Wirkungsort des irdischen Hohenpriesters ist der Tempel, wohl zur Ehre Gottes erbaut, aber von Menschenhand, und — als Gottes Ehre darin verleugnet wird — der Macht der Vergänglichkeit preisgegeben. Der Wirkungsort des himmlischen Hohenpriesters ist der Himmel. Dort steht nun Gottes wunderbarer Gnadenthron, an welchem wir Barmherzigkeit empfangen und Gnade finden können. Alles, was es zu tun gibt, hat er für uns getan. „Hoherpriester Jesu Christ, der du eingegangen bist in den heiligen Ort zu Gott durch dein Kreuz und bitterm Tod, uns versöhnt mit deinem Blut, ausgelöscht der Hölle Glut, wiederbracht das höchste Gut; sitzt auch heut ins Vaters Reich, ihm an Macht und Ehren gleich, unser ein'ger Gnadenthron, seine höchste Freud und Kron, den er in dem Herzen trägt, wie sich selbst zu lieben pflegt, dem er keine Bitt abschlägt“ (EKG. Nr. 210, 3—4).

Es ist gut, wenn wir am Bußagnachmittag in solch eindringlicher Weise auf die priesterliche Mittlerschaft Jesu Christi hingewiesen werden, wie das in unserem Texte geschieht. Nun sitzt Jesus zur Rechten Gottes, wo er den Gnadenthron eingenommen hat. Das Tun des Hohenpriesters, der am großen Versöhnungstag das Allerheiligste betritt, wird zum Ergebnis für den Sohn Gottes. Doch während der Gang des Hohenpriesters ins Allerheiligste sich jährlich wiederholt, ist das, was Jesus Christus zu unserer Versöhnung getan hat, wahrhaftig „genug“, auch für die Zeit, „wenn uns Hilfe not sein wird“.

Der Thron der Gnade, auf welchem er Platz genommen hat, ist der Ort, da alles für uns geschieht, auch in der Not. Der Thron der Gnade soll von bußfertigen Herzen umlagert sein; denn der Thron der Gnade ist der Ursprung jeder Gebetserhörung. Der Thron der Gnade nimmt auf, was an Tränen der Reue über unsere Sünde und Schuld wie ein Rinnsal ins Allerheiligste Gottes dringt.

Wir sollen in allen Lebensnöten vor den Gnadenthron Gottes treten, wir dürfen es sogar „mit Freudigkeit“ und Zuversicht, weil uns die Erhörung nach Gottes Verheißung gewiß ist. Unser Text läßt irgendwelchen Zweifeln keinen Raum. Die „Schwachheiten“ sind keine Hinderung, vor den Herrn zu treten, sondern sie sind der Grund, um es zu tun. Das widerspricht zwar jeder menschlichen Gepflogenheit, aber wir haben es ja bei Jesus nicht mit einem Menschen unserer sündlichen Art zu tun. „Doch ohne Sünde“ weist wohl auf den wahren Menschen hin, der aber doch ist „wahrer Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren“: der göttliche Hohepriester väterlichen Vertrauens und väterlicher Vollmacht. Bei ihm allein empfangen wir Barmherzigkeit und finden Gnade, wenn uns Hilfe not sein wird.

Wenn uns Hilfe not sein wird? Wörtlich „zu rechtzeitiger Hilfe“, damit uns in unserer Not rechtzeitig geholfen wird, und das bedeutet wiederum, daß uns geholfen wird, ehe es zu spät ist. Hier wird unser Text zu einem brennend notwendigen und gegenwärtigen Anruf, nicht zu zögern mit Bußgesinnung und Gebet, damit wir uns nicht dereinst in der unfreiwilligen Gesellschaft der törchten Jungfrauen befinden und es dann wirklich zu spät ist. Darum „lasset uns hinzutreten“ bald, rechtzeitig, am besten „solange es ‚heute‘ heißt“ (Hb 3, 13). „Heute, so ihr seine Stimme höret, so verstocket euer Herz nicht“ (Ps 95, 7—8; siehe auch Hb 3, 7—8). Barmherzigkeit empfangen, Gnade finden, das heißt doch Vergebung der Sünde empfangen und von der verdienten Verdammnis entbunden werden; das aber bedeutet Seligkeit und ewiges Leben. Solche Hilfe reicht aus zum Leben und zum Sterben, für heute und allezeit. Und das alles durch den Hohenpriester Jesus Christus nach dem gewissen Zeugnis der Schrift, zu deren Kernworten auch unser Text gehört.

Liedvorschlag: Nr. 167, 1—4; Nr. 210, 1—5; Nr. 169, 6—7.

Hans Maurer

BERICHTE

Jugendclub „Graf Folke Bernadotte“ Mannheim (I)

Bericht über einen Versuch evangelischer Jugendarbeit als Beitrag zur Theorie evangelisch-kirchlicher Jugendarbeit

Seit 1½ Jahren arbeitet der Jugendclub „Graf Folke Bernadotte“ in Mannheim, einer Industriestadt mit fluktuierender geistiger und soziologischer Prägung; in einer Stadt, die teilweise symptomatisch die Fragen und Probleme der Menschen im deutschen Raume und der deutschen Christenheit dem als Aufgaben stellt, der hier politisch tätig ist.

(Wie etwa die Gleichgültigkeit des Bürgers der Ausübung seines Wahlrechtes gegenüber, die Not einer angemessenen Lehrstellenbeschaffung für schulentlassene Jugendliche, die sittliche und soziologische Zersetzung des Ehelebens und der Familien, das Fehlen einer sicher anzunehmenden sitt-

lich-moralischen Grundhaltung bei einem hohen Prozentsatz der Jugendlichen, die Einflüsse der modernen Film- und Literaturproduktion auf die Vorstellungswelt und das Handeln der jungen Menschen, das Arbeiten der christlichen Gemeinde in diesen Verhältnissen unter einem stetig spürbareren Mangel an geeigneten Mitarbeitern, die hermeneutische und kerygmatische Not einer sowohl dem heutigen Menschen mit seiner soziologischen Prägung und seinem geistigen Auffassungsvermögen angemessenen als auch einer theologisch reinen, wahrhaftigen Verkündigung, das Zusammenleben von alteingesessenen und zugewanderten Bürgern in fruchtbarer Arbeits- und Lebensgemeinschaft etc. etc.)

Diejenigen Mitglieder des Jugendclubs, die ernsthaft und mit nüchterner Überlegung in seinem Arbeiten stehen, wissen, daß dieser Jugendclub mit seinen selbstgewählten Arbeitsgebieten, mit seiner eigenen Methodik in der kirchlichen-*evangelischen* Jugendarbeit vorläufig nicht mehr sein kann als ein Versuch, als ein kerygmatisches, soziologisches und methodologisches Experiment, die jungen Menschen in eine im christlichen Sinne verantwortliche Lebenshaltung und Lebensführung einzuüben, die anscheinend durch andere Gruppen und Formen unserer evangelischen Jugendarbeit nicht gewonnen werden können. Dies wolle man sich vergegenwärtigen, wenn man über den Jugendclub spricht und urteilt; er stellt lediglich einen Versuch dar, ein Experiment in der Methodik in unserer Arbeit an der Jugend.

Bei einem Versuch achtet man nur auf eines, auf die bestmögliche Lösung der gestellten Aufgabe, man rechnet mit Fehlern in der Konzeption und deren Durchführung, mit einem häufigen Scheitern eines Versuchsweges. Bei einem Versuch aber ist man nicht gebunden an eine bestimmte Versuchsanordnung, an einen bestimmten Weg, den man einschlagen sollte; nur die optimale Lösung der gestellten Aufgabe interessiert. Im naturwissenschaftlichen, technischen und chemischen Arbeiten kennen wir Versuchsreihen, die Hunderte von Gliedern umfassen, die über lange Zeit hinaus sich erstrecken, ehe man mit der optimal scheinenden Lösung an die Öffentlichkeit tritt, ehe im Großen geplant und gearbeitet wird.

Warum wird in der Methodik der Jugendarbeit, der Erziehung, der Ethik nicht öfters analog gehandelt, dort also, wo durch ein falsches, d. h. dem Einzelnen nicht adaequates Handeln im Großen nicht allein materieller Schaden entsteht, sondern Menschen seelisch und geistig in verhängnisvolle Gefahr geführt werden können? Im geistigen, soziologischen und sittlichen Sektor der politischen Arbeit scheint es uns so sich zu verhalten, daß viele meinen, im Besitze eines Freibriefes zu sein, kraft dessen sie unbekümmert darauf los wirtschaften können, wie es ihre jeweilige Konzeption zu erfordern pflegt! Nicht der gute Wille, nicht das edle Ziel, das einem bei solchem Arbeiten vorschweben mag, entscheidet über Recht oder Unrecht einer solchen Tätigkeit, auch nicht ein Missionsbewußtsein oder ein Missionsdrang, der etwa hier hineinspielt. Es entscheidet die optimale Hilfe, die dem Einzelnen in seiner je eigenen geistigen und soziologischen Situation gebracht wird. Er muß sich angesprochen fühlen, er muß das echte, nicht suggerierte Bewußtsein besitzen, daß ihm neue, sinnvollere Wege menschlicher Lebenshaltung und Lebensführung gezeigt werden. Der junge Mensch, der faktisch das Objekt der soziologischen Arbeit ist, wie wir sie in der Jugendarbeit realisieren, ist norma normans über aller Konzeption und Planung, gleich wie für Christus der Mensch in seiner Sünden-Not das alleinige Ziel, die Norm seines Erlöserlebens war jenseits aller gewohnten, fromm geprägten Menschen- und Weltanschauung.

Wir in der Jugendarbeit der Gemeinde Stehenden müssen das Wort von der besseren Gerechtigkeit, wie es Christus in der Bergpredigt

klar und unmißverständlich gegeben hat, uns immer wieder gesagt sein lassen und bittend vorsagen: „Es sei denn, daß eure Gerechtigkeit besser ist denn die der Schriftgelehrten und Pharisäer . . .“. Vergessen wir dies, ist die Arbeit an der Jugend unseres Volkes — bewußt oder unbewußt — Selbstzweck, so vermehren wir nicht nur die existentielle Not der Jugendlichen, sondern verstricken uns selbst in das göttliche Gericht, von dem die ganze Verkündigung Jesu spricht. Wir sind Botschafter der teuren, nicht der billigen Gnade Gottes, wie es D. Bonhoeffer in seiner „Nachfolge“ ausgedrückt hat. Teuer nicht allein für die, denen diese Gnade angeboten wird, teuer auch vornehmlich denjenigen und für die, welche sich in den Dienst dieser Gnade stellen.

Die Träger der Clubarbeit haben sich bemüht, dem gesteckten Ziele näher zu kommen, nämlich: einen Kreis junger Menschen zusammenzuführen, die bei aller notwendigen Offenheit für die Moderne und ihre Lebensgestaltung, für die Fragen unserer Epoche, bei aller berechtigten Elastizität in ihrer theoretischen und praktischen Behandlung darum ringen, diese Zeit als an Christus verantwortlich gebundene Menschen zu durchleben und ihre eigenen kleinen Lebensaufgaben von daher zu lösen. Deshalb versuchten sie, ihrem Kreis eine ganz bestimmte geistige Atmosphäre zu geben mit einer bestimmten Form als Gefäß für den Ertrag solchen Arbeitens. Bei diesem Versuch wurde in Einzelfragen mancher Weg eingeschlagen, der sich auf die Dauer gesehen als nicht dienlich erwies. Dies brachte jedoch keine Erschütterung in dem Gefüge der Clubtätigkeit, da mit solchen Fehlentwicklungen von Beginn an gerechnet wurde. So hieß es bei dem Referat über die Zielsetzung des Jugendclubs anläßlich seines ersten öffentlichen Clubabends im Sommer 1951 unumwunden: „Wir werden bei unserer Arbeit sicherlich manche Wege einschlagen, die sich später als Holzwege herausstellen werden. Wir werden auf diese Gefahr hin dennoch sie gehen, weil wir wissen müssen, was für unsere Arbeit gut und dienlich ist.“

Was wollte der Jugendclub „Graf Folke Bernadotte“, und was erreichte er?

Die evangelische Jugend in Deutschland sucht seit 1944/45 unermüdet nach neuen Gestaltungsmöglichkeiten ihrer Lebens- und Gemeinschaftsformen. Sie mußte neue Wege suchen, um den vielen auf sie einstürmenden Fragen im Bereich der Jugendarbeit mit seinem geistlichen, sozialen, politischen und geistigen Arbeiten gerecht zu werden in einem Leben, da der Jugendliche weithin hilflos und gleichgültig den Gegebenheiten gegenüberstand und auch heute noch in der gleichen Haltung beharrt.

Das entscheidende Kennzeichen der kirchlichen Jugendarbeit nach 1945 war, daß die verantwortlichen Kräfte und Glieder dieser Arbeit annahmen, die gestellten Aufgaben am besten als Gemeindejugend lösen zu können, d. h. nicht nur als Jugend der über alle menschlichen Grenzen hinweg geistlich einigen Gemeinde Christi, sondern als Jugendgruppen, die organisch und organisatorisch der jeweiligen Einzelgemeinde zugeordnet sind, wie es sich in der Kampfzeit des Dritten Reiches als optimaler Weg der kirchlichen Jugendarbeit ergeben hatte. Nach mehrjährigem Arbeiten mit und an dieser Gemeindejugend wurde deutlich, daß diese Form der kirchlichen Jugendarbeit nicht ausreicht, um nur annähernd die große Zahl der Jugendlichen anzusprechen und in eine christliche Lebensgemeinschaft einzufügen, die in unserer Zeit als heimatlos im geistigen und soziologi-

schen Sinn zu bezeichnen sind. Es war verständlich, daß die alten bewährten Arten bündischer Jugendbewegung mit ihrem straffen Ordnungs- und Gliederungsprinzip, mit ihrer bis zur Reichs- und ökumenischen Ebene sich erstreckenden Organisationen überparochialer, zentraler Natur auf den Plan traten, um die sich immer erweiternde Lücke zu schließen (nachdem in der ersten Zeit nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches fast alle diese Verbände guten Willens waren, innerhalb der Gemeindejugend mitzuarbeiten).

Die Vielzahl der differenzierten Aufgaben, die auseinandergehende Strukturierung der Lebenssicht und Lebenshaltung der Jugendlichen, menschliche Unzulänglichkeiten verantwortlicher Träger der kirchlichen und der freien Jugendarbeit, oft verbunden mit einem übermäßigen Traditionsgefühl und theologischen Sonderheiten, mußten konsequenterweise die Konzeption einer einheitlichen evangelischen Jugendarbeit sprengen.

Dies ist ungefähr der geistige und soziologische Ort, da der Jugendclub „Graf Folke Bernadotte“ in das Gefüge evangelischer Jugendarbeit einzuordnen ist. Hier wollte er vorerst im begrenzten Umfange und kleinen Rahmen versuchen, teilweise die Lücke zu schließen, die sich immer noch der Jugend „draußen“ gegenüber von seiten der evangelischen Jugendarbeit her auftut.

Es ist dies eine Lücke, deren Vorhandensein mit durch den Mangel an bestimmt ausgeprägten Formen der Jugendarbeit, die dem „modern“ denkenden und lebenden Jugendlichen angemessen sind, bedingt ist. Gleichgültig, welche Wege die kirchlich-evangelische Jugendarbeit einschlägt, welche Form sie sich gibt, dann immer wird sie auf einem rechten Wege sich finden, wenn es primär darum geht, daß in der Jugend unserer Nation „Christus hier und jetzt Gestalt gewinne“ (D. Bonhoeffer). Dies geschieht durch die Konkretisierung und Präzisierung des einen Evangeliums. Dieses Postulat wegen darf in der kirchlichen Jugendarbeit bei aller kerygmatischen Tätigkeit nicht übersehen werden, daß der Hauptakzent der Jugendarbeit — der Mentalität und Wesenheit des Jugendlichen wegen — nicht allein auf dem kerygmatischen Sektor zu finden ist, sondern auf der anthropologisch-ethischen Ebene gesucht werden muß. Die kirchliche Jugendarbeit wird den ihr gestellten Aufgaben gerecht werden, wenn zu der Verkündigung der biblischen Botschaft in Gottesdienst, Kindergottesdienst, Konfirmandenunterricht, Christenlehre und Religionsunterricht in den Jugendkreisen dem Jugendlichen die bestimmte, klar umgrenzte Möglichkeit geboten wird, die Forderung der Christusbotschaft mit Gottes- und Nächstenliebe im Dienst an beiden — eine Forderung, die an jeden ergeht, aber verschieden in seiner je eigenen Situation — in Lebensgemeinschaft mit Gleichaltrigen im Alltag des Elternhauses, der Schule, der Gemeinde und des Freundeskreises in die Tat umzusetzen.

Wie jede klar ausgerichtete Form evangelischer Jugendarbeit hat auch der Jugendclub „Graf Folke Bernadotte“ dieses Anliegen als seine Arbeit primär konstituierend angesehen und als Richtschnur in seinem Detailarbeiten verwertet.

Zeigt sich darin also das Gesamtanliegen aller evangelischen Jugendarbeit, dann ist es wohl erforderlich, das spezifisch die Clubarbeit im Unterschied zu allen anderen Formen der evangelischen Jugendarbeit Prägende klar aufzuweisen.

Bei der Vergegenwärtigung dieses Unterschiedes müssen wir uns bewußt sein, daß er weniger in den Einzelaufgaben und der Art ihrer Lösungen zu finden ist als vielmehr in der Gesamtkonzeption der Arbeit mit ihrem geist-

lich-geistigen Ausgangsort. Das Spezifische des Jugendclubs und seiner Tätigkeit wird dann unter einem doppelten Aspekt sichtbar, nämlich in materialer und formaler Hinsicht.

Zwischen beiden Teilaspekten gibt es sicherlich einen Unterschied der Ordnung. In ihrer Wertung und Qualifikation darf es ihn aber nicht geben, da diese beiden Komponenten gerade im Bereich der Jugendarbeit aufeinander abgestimmt sein müssen, einander angemessen in Erscheinung treten sollten, um die Geschlossenheit und Zielsicherheit des jeweiligen Arbeitens dem Menschen draußen gegenüber zu betonen, um dadurch eine werbende und anlockende Funktion auf ihn ausüben zu können. Liegt in dem jeweiligen Mißverhältnis von formaler Natur und materialem Gehalt nicht eine wesentliche Ursache für das letztliche Scheitern so vieler ehrlicher, gut gemeinter Versuche innerhalb der evangelischen Jugendarbeit? (Fortsetzung folgt.)

Dr. Klaus Martin Lutz

MITTEILUNGEN

Themen bei der ersten theologischen Prüfung im Spätjahr 1952

Altes Testament: Ps 72, V. 1-2 und V. 11-14 übersetzen und erklären.

Neues Testament: Der Hebräerbrief (Inhalt, Tradition, schriftstellerischer und theologischer Charakter des Briefes, Empfänger- und Verfasserfragen, Abfassungszeit).

Symbolik: Inwiefern ist die Verschiedenheit der lutherischen und reformierten Abendmahlslehre durch ein christologisches Interesse bedingt?

Themen bei der zweiten theologischen Prüfung im Spätjahr 1952

Dogmatik: Welches Licht fällt von der Christologie auf die Beziehung der *sacra scriptura* zum *verbum divinum*?

Ethik: Worin unterscheidet sich die Verantwortung der Kirche für die Welt von der Verantwortung des Christen für die Welt?

Predigttexte: Lk 19, 1-10 oder Jk 1, 13-18.

Pastorallehre: Die Bedeutung der kirchlichen Werke für das Leben der Kirche.

Homiletischer Entwurf: Mt 9, 35-37 oder 2 Th 2, 13-17.

Katechetischer Entwurf: „Maria und Martha“ (Schild des Glaubens, Nr. 70) im 5. Schuljahr.

ZEITSCHRIFTENSCHAU

Oberrheinisches Pastoralblatt. Sept. 1952. Badenia-Verlag, Karlsruhe.

Der eben ernannte Freiburger Weihbischof Dr. Seiterich schreibt über „Das kirchliche Verständnis der Dogmenentwicklung“. Wie zu erwarten, wird von ihm eine Dogmenentwicklung im Sinne einer Vermehrung der Offenbarungswahrheit oder der Veränderung ihres Sinngehaltes abgelehnt, aber im Sinn der Explizierung der von Anfang vollkommenen *fides implicita* behauptet; denn die *fides explicita*, das ausdrückliche Erfassen und Bejahen, schreite voran; das immer deutlichere Sehen, das immer mehr und mehr ausdrückliche Herausstellen, Vorlegen und Bejahen sei nicht nur Entwicklung der Formulierung, sondern des

Dogmas selber. Zu dessen Begriff gehöre außer dem Enthaltensein in der Offenbarung auch die kirchlich verpflichtende Vorlegung als Offenbarungswahrheit. Diese Erkenntnis bedürfe u. U. jahrhundertelanger Arbeit. — Gothh. Kloker O.S.B., Beuron, erklärt die biblische Begründung der Mysterientheorie als hingefallen durch das Schnakenburgsche Buch „Das Heilsgeschehen bei der Taufe nach dem Apostel Paulus“. — Dr. Kurrus, Donaueschingen, spricht sich scharf gegen das „Fernsehen“ aus. — Zum neuen katholischen Lehrplan äußert sich Prof. D. Dr. Krämer. — K. Dörner tritt warm ein für das Andachtsbüchlein (zu Primiz, Jubiläen, Festzeiten, Todesfällen) und seine Verteilung als „ein kleines Mittel der priesterlichen Selbstheiligung und der Seelsorge“.

D. Karl Bender

Der palästinensische Handschriftenfund XIII

Nr. XII dieses Referates (in Nr. 8 vom 15. 4. 52) berichtete über den Aufsatz von Prof. D. Stauffer „Zur Frühdatierung des Habakukmidraschs“ in Nr. 11 der Theol. Literaturzeitung, der, soweit mir bekannt, unwidersprochen blieb.

Aus „Die Zeichen der Zeit“ 1952, Heft 5, notiere ich, daß in Berlin der Bonner Professor Dr. Kraus in einem Vortrag über den derzeitigen Stand der alttestamentlichen Forschung u. a. gesagt hat: Der neue Handschriftenfund stelle die Forschung vor neue Tatsachen. Enthalte doch z. B. eine Kolumne von 30 Zeilen der Jesajarolle 25 sinnändernde Varianten, so daß von einem einwandfreien atl. Text nicht mehr die Rede sein könne. Erst das Judentum der nachchristlichen Zeit habe durch die Vorschrift, daß niemand einen nicht vom Rabbinat genehmigten Text länger als 30 Tage im Haus haben dürfe, einen genormten Text des hebräischen Alten Testaments geschaffen.

Prof. emer. D. Joh. Hempel, Salzgitter-Lebenstedt, veröffentlichte in „Unterwegs“ 1952, S. 94—99, einen Aufsatz über „Die Handschriften vom Toten Meer in ihrem Verhältnis zum Urchristentum“. Er handelt darin von dem Bild, das die kleineren Rollen („Sektenrolle“, auch Disziplinbuch genannt, „Der Kampf der Kinder des Lichts gegen die Kinder der Finsternis“ etc.) von ihrer wohl im 2. Jhdt. entstandenen, wohlorganisierten jüdischen Bruderschaft, die offenbar in nahen Beziehungen zur Sekte der Essener stand, zeichnen. Es ist eine Gemeinde so jüdisch wie nur möglich, eine ausgesprochene „Thoragemeinde“, in der die Priester (die „Söhne Aarons“ und „Söhne Zadoqs“) eine bevorzugte Stellung haben als Thorausleger wie in der Regelung organisatorischer und finanzieller Fragen und des Alltagslebens der Gemeinschaft. Sie haben den Vorsitz bei den gemeinsamen Mahlzeiten, segnen Brot und Wein, von denen sie zuerst genießen. Bei der jährlichen Bundeserneuerung haben sie den Vortritt vor den Leviten und Laien. Gründer und Haupt der Gemeinschaft ist der „Lehrer der Gerechtigkeit“ im Gegensatz zu den „Teufelssöhnen“. Dieser ist nicht eine Gestalt der Vorzeit, sondern gehört der unmittelbaren Vergangenheit oder der Gegenwart an und gibt die richtige Deutung des Gesetzes. (Der Habakukmidrasch ist als typisch für die Geheimlehren der Bruderschaft anzusehen.) Er deutet auch die Zeichen der Zeit; doch ist er

nicht über das Menschenmaß erhöht, heißt auch weder „Prophet“ noch „Messias“ noch „Knecht Gottes“. Echt jüdisch ist die Lebenseinstellung ins Schema Lohn und Strafe. Deutlich ist eine sehr ausgesprochene Scheu vor dem Gebrauch des Gottesnamens und das Bestreben, die Gemeinde vor aller Befleckung rein zu erhalten: Strenge Aufnahmebestimmungen, lange Probezeiten, wiederholte Überprüfung der Novizen durch den „Bischof“ und die Bruderschaft, Sündenbekenntnisse, strenge Strafbestimmungen für die Novizen, die in voller Freiwilligkeit ihr Vermögen restlos der Gemeinde zu übereignen haben. Abtrünnige verfallen dem Bann. — Gemessen am johanneischen und paulinischen Christentum ist die dualistische Färbung der Gemeinde offenbar. Die Welt, auch das Judentum, steht in der Gefährdung durch Belial im Kampf zwischen Licht und Finsternis. Die „Söhne des Lichtes“, die mit den „Waffen des Lichtes“ gegen die der „Finsternis“ zu kämpfen haben, stehen zwischen dem Prinzip des „Fleisches“ und dem „Unbeschnittensein des Herzens“ und Gott. Gott hat die beiden Geister — der Wahrheit und Treue wie der Finsternis — geschaffen in ewiger Feindschaft widereinander, bis er die letzte Entscheidung treffen wird. — Nicht erst die griechische Gnosis, sondern schon der Sprachgebrauch vorchristlicher jüdischer Sekten bietet Vorstellungen und Ausdrucksformen, die uns im Urchristentum begegnen. Allein die Unterschiede sind sichtbar und dürfen nicht übersehen werden.

Der Alttestamentler Prof. D. Rost, Berlin, gibt inhaltlich und z. T. wörtlich wieder die Berichterstattung über die Ausgrabungen, die (zusammen mit dem Direktor des transjordanischen Altertümer-Departements G. Harding) Pierre de Vaux im letzten Winter unternommen hat. Es handelt sich dabei um das in der Nähe des Handschriftenfundortes gelegene Gebäude „Hirbet Qumran“, in dem ein Krug gefunden wurde, der den bei der Handschriftenbergung verwendeten Krügen „völlig ähnlich“ ist, aber hier, in den Boden eingegraben, sichtlich Haushaltungszwecken diente. Danach sind die Krüge etwa ein gutes Jahrhundert jünger als die vorrömische Zeit, so daß man die Deponierung der Handschriften auf das erste Jahrhundert n. Chr., etwa während des jüdischen Krieges von 66 bis 70, datieren kann, womit freilich über das Alter derselben noch nicht entschieden ist. Das Hauptgebäude des Hirbet Qumran steht auf einer durch Schluchten begrenzten natürlichen Terrasse. Es war etwa 29 zu 36 $\frac{1}{2}$ m groß und besaß eine Zisterne und einen kleinen Aquädukt zur Wasserversorgung. Es war aus roh behauenen Blöcken errichtet und hatte wohl z. T. ein Obergeschoß. Die Bautechnik ist außen und innen sicher unbeholfen und nicht römisch. Die dabei gefundene Keramik ist völlig einheitlich. Auf dem Begräbnisplatz waren die Leichen in nordsüdlicher Richtung (den Kopf nach Süden) bestattet ohne Särge und Beigaben. Nach de Vaux entspricht Hirbet Qumran dem Platz in der jüdischen Wüste „oberhalb Engedi“, den Plinius d. Ält. als das Zentrum einer Sekte frommer Juden beschreibt, die in eheloser Einsamkeit lebten. Die Nähe zur Handschriftenfundhöhle, der Charakter des ausgegrabenen Hauses und die Pliniusstelle unterstützen die Hypothese, daß die in der Höhle s. Zt. gefundenen Handschriften Teile der Bücherei von H. Qumran sind, das selbst ein „essenisches“ Kloster gewesen ist. Die Höhle liegt nur eine Viertelstunde nördlich von Hirbet Qumran und darf nach ihm benannt werden. Sie war keine

Geniza, sondern Bergungsstelle im Augenblick der Gefahr. Elf im Hirbet gefundene Münzen überspannen den Zeitraum von den Prokuratoren des Augustus bis zum 1. jüdischen Krieg. Das Gebäude ist gewaltsam zerstört und schließlich in großer Eile verlassen worden.

[Das Münzenalter stimmt nicht zu der Feststellung von Paul Kahle, daß Js 35, 1—2 den von späterer Hand nachgetragenen, erst im 2. Jhd. endgültig fixierten masoretischen Text biete, und daß in der Höhle ein Papyrusfetzen mit zwei syrischen Buchstaben gefunden worden sei. Es wäre also zu fragen, ob die Siedlung bis in den jüdischen Aufstand nach Hadrian bestanden hat. Spuren einer späteren Benützung der Mauern könnte man in Verbindung setzen mit der von Prof. Eißfeldt erwähnten Auffindung einer Höhle mit Handschriften im Anfang des 9. Jhdts.] —

Unterm 31. März 1952 berichtet die *Evang. Lutherische Kirchenzeitung* (Nr. 9) von der Entdeckung zweier neuer Höhlen mit vielen Handschriften, von Beduinen am Nordufer des Toten Meeres gefunden. Es handle sich um Leder- und Papyrusrollen in hebr., griech. und aramäischer Sprache. Die Manuskripte stammten „aus dem Jahre 200“ christlicher Zeitrechnung.

Einen Monat später las ich in der „*Universitas*“ (1952, Heft 4) über die neuentdeckten Höhlen und ihre Handschriften die Angabe ihrer Mehrsprachigkeit, und daß sie „aus der Zeit um 200 n. Chr. Geb.“ stammten.

Jetzt bringt Nr. 5 (Mai 1952) der *Theolog. Literaturzeitung* weit genauere Nachrichten in dem von P. de Vaux erstatteten Bericht über die neue Höhle und ihren Inhalt, den er der Academie des Inscriptions et belles lettres erstattet hat, die ihn durch die Zeitungen *The Manchester Guardian* vom 7. 4. 52 und durch *Le Monde* vom 9. 4. 52 an die größere Öffentlichkeit gebracht hat. Aus beiden referiert jetzt (Sp. 317—20) Prof. D. Rost.

18 km südlich Qumran und 25 km südwestlich von Jerusalem fanden Beduinen des Stammes Tacamire, der die Rollen am Toten Meer 1947 gefunden hatte, die neuen Stücke. Er bot griechisch und hebräisch beschriebene Fragmente in Leder und Papyrus zum Verkauf an. Das palästinische Museum arbeitete mit der Ecole Biblique und den American Schools of Oriental Studies und dem transjordanischen Department of Antiquities zusammen, die Herkunft der Stücke zu finden. Sie kamen aus dem Wadi Marabaat der Naqbel-Mrabaa, dem der Küste des Toten Meeres nächsten nördlichen Zufluß des Wadi ed-derage, ca. 16 km nördlich von Engedi; gegenüber dem östlich des Toten Meeres gelegenen Machaerus, ungefähr drei Stunden Wegs von der nächsten befahrbaren Straße in einem schluchtartigen Tal, dessen Seitenwände ca. 180 Meter emporragen, ungefähr zwei Stunden vom Toten Meer entfernt.

Mit acht für die Ausgrabung erworbenen Beduinen angekommen, fanden die Archäologen 34 andere schon an Ort und Stelle bei heimlichen Grabungen. Man durchsuchte sie, fand aber nichts Wichtiges bei ihnen. Einige wurden sofort zu legaler Grabung angenommen. Sechs Wochen lang wurde diese an einem nicht einmal für Maultiere zugänglichen Ort durchgeführt, so daß aller Nachschub auf dem Rücken von Menschen herangebracht werden mußte. Vier Höhlen wurden entdeckt. Sie zeigten Spuren einer Benutzung durch lange Jahrhunderte, beginnend mit dem

frühesten Gebrauch von Metallen. Dank der großen Trockenheit der Luft wurden Holz- und Ledergegenstände aus diesen frühen Jahrhunderten in gutem Zustand aufgefunden. Besonders starke Beweise für die Benutzung der Höhle im 8. und 7. Jahrhundert v. Chr., also in der Zeit der Könige Judas, und schließlich während des jüdischen Aufstandes 130—135 n. Chr. liegen vor.

Aus einer dieser Höhlen kamen offensichtlich die Lederbruchstücke. Es fand sich eine Fülle von Handschriftenfragmenten, zum größeren Teil in sehr schlechtem Erhaltungszustand. Es schien, daß irgendwann Handschriften und Bibeltexte bewußt zerrissen worden sind. Auch hatten Ratten und andere kleine Tiere sie zum Nestbau verwendet. Eine kleine Tasche fand sich, die aus einst beschriebenen Lederstückchen zusammengenäht war. Bruchstücke von Genesis, Exodus und Deuteronomium scheinen jünger zu sein als die in der Höhle von Qumran gefundenen. Ein Teil eines Ehekontraktes aus dem 7. Jahr Hadrians (124 n. Chr.) gab einen wertvollen genauen Hinweis.

Der immerhin bis jetzt aufregendste Fund sind zwei Briefe von Simeon ben Koschba an einen gewissen Josua ben Galgala. „Es scheint kein Zweifel zu bestehen, daß der Briefschreiber der berühmte Bar Kochba (nach jüdischen Quellen: Bar Koziba oder Kozba) ist, der Held des letzten Judenaufstandes, von dem man nur sehr wenig weiß, außer kurzen Erwähnungen bei späteren römischen Geschichtschreibern und bei den Rabbis, die den Aufstand und seine Leiter scharf verurteilten. Nach langem Kampf wurden die Juden 135 n. Chr. überwunden. Einer der Briefe nimmt Bezug auf Klagen, die Josua ben Galgala über Verwaltungsdinge seines Bezirkes geführt hat. Der andere Brief berichtet über die Unternehmungen der ‚Heiden‘, gegen die sich der Aufstand richtete.“

Weitere Handschriftenfunde schließen einige anscheinend hebräische und aramäische ein, leider in einer bisher unbekanntem und deshalb schwer lesbaren Kursive geschrieben. Ein Papyrus-Palimpsest wird nur nach chemischer Behandlung lesbar werden; aber die Schrift ist als „phönizische“ (d. h. althebr.) zu entziffern. Dieses Stück ist wohl den früheren Schichten der Höhlenbenützung zuzuschreiben.

Die Funde vom Wadi Marabaat haben keine Beziehung zu denen von Qumran. Sie bieten viel Material für das Studium der Schriftentwicklung vom 1. vorchristlichen bis 2. nachchristlichen Jahrhundert. Das kann dazu beitragen, Licht auf den umfangreichen und wichtigen Fund zu werfen.

Prof. Rost dankt de Vaux für den raschen und eingehenden Bericht und wünscht baldmöglichste Veröffentlichung der Texte.

D. Karl Bender

Die Mitarbeiter dieser Beilage:

Oberkirchenrat i. R. D. Karl Bender, (17 a) Karlsruhe, Vorholzstr. 2
Pfarrer Rudolf Bössinger, (17 a) Heidelberg-Kirchheim, Oberdorfstr. 1
Vikar Dr. Klaus Martin Lutz, (17 a) Mannheim, Nietzschestr. 8
Pfarrer Hans Maurer, (17 a) Liedolsheim Kr. Karlsruhe

Schriftleitung: Pfarrer Helmuth Meerwein, (17 a) Karlsruhe, Blumenstraße 1. — Verlag: Quell-Verlag und Buchhandlung der Evang. Gesellschaft in Stuttgart GmbH., Stuttgart O, Urbanstraße 25, Postschließfach 897. — Druck: Verlagsdruckerei Conradi & Co., Fellbach bei Stuttgart. — Bezug durch jede evang. Buchhandlung oder direkt vom Verlag. — Preis bei gesondertem Bezug der Beilage vierteljährlich DM 3.35 einschl. Versandkosten, Einzelnummer DM -.60.

Alle Rechte vorbehalten.